



Leseprobe © pudelundpinscher

Dieter Zwickly

Slugo

Ein Privatflughafengedicht

pudelundpinscher

I

Judith, das Essen ist fertig!

Ich rufe so froh, so frisch, weil ich auf dem Flughafen koche.

Wir erwarten Robert, hier, im Küchenareal des Flughafens.

Robert wird uns mit dem Nachmittagsflugzeug erreichen, Ankunft deutlich vor dem Abend, dem Abendessen.

Ich habe soeben aufgetischt.

Hilfe nehme ich nicht in Anspruch, hier nie. Das Flugfeld bietet ja allen Komfort.

Die Löschfahrzeuge, die eisenbekappten Wasserstrahler, die Schlauchbehälter mit ihren fluoreszierenden Drehmeldern, die spiegelreinen Helmaussenhüllen, die Vorspüldüsen mit ihren Fingerstücken wie Revolvergriffe aus Plastilin; alles ausgerichtet.

Alles ist blitzsauber, die beiden Hangars glänzen.

Die Dielen sind neu gestrichen, gar einer sekundären Nachmetallisation unterzogen und in der Folge mit schwerer Ulme ausgekleidet worden.

Kleingetier, bis auf die Spinnen, entfernt.

Hunderte, wohl Aberhunderte von Ausbesserungen sind vorgenommen worden während all jener Momente, in denen die anwesenden Menschen sich die Augen zukniffen, um, wie geblendet oder blind oder vergeistigt, insgeheim eifersüchtig, vor diesem Zeugnis der Arbeitswut zu verharren wie ein Trupp Trauernder.

Man wähnt sich jetzt in einer vollauf erneuerten, veränderten Fluglandschaft.

Ich darf sagen, solches bekommt eben meiner Kochkunst:

Die Nudeln dampfen. Fast ergänze ich: Die Nudeln stampfen, strahlen. Sie schwitzen jedenfalls.

Judith wird gleich um die Ecke kommen.

Ich bin erregt, ich habe Judiths Erscheinung vergessen.

Erkenne ich sie am Licht, an der Weise, wie ein Hangarinnendach Helligkeit auch über einem lieben, lächelnden Menschen ausbreitet?

Wird Judith lichtgeküsst aus irgendeinem blinden Fleck auftauchen?

Ist Judith eine triumphalische Fee?

Ist Judith eine verzögert empfindende Fee, welche Lachen erst einmal vorschiebt?

Judith riecht hervorragend.

Ihr Haar gleicht auffällig Jeans Haar: nass, wellig, aber gebürstet. Wenn ich Judith ins Haar greife, verschwindet mein Unterarm, Beweis der Fülle von Judiths Haar, ihrer Haarpracht.

Ich wage es nicht, vergleichbar ausführlich von Judiths Nase zu sprechen. Selbige ist so einmalig fleischig. Daraus entwickeln sich leicht dicke Missverständnisse.

Es gibt hier keine Stewards mehr, aber zwei Treppen, Spiraaltreppen, wie sie heissen, niederländische spiralische Rund-Rundtreppen, die sich durch das Raumgewölk hochwinden bis zur Dachluke.

Mutige Menschen öffnen oben, nach einer kurzen Bekreuzigung, die Dachluke und besteigen die Kleinkanzel auf dem Hangardach mit Blick über den Wald.

Die beiden allerletzten Stewards hier (Namen vergessen) waren blond, waren kleinmäulig und reagierten geradezu verstörend dünnhäutig, sobald Judith oder ich die Hand hoben, um sie in aller Form zu begrüßen.

Ich streckte dabei meinen Kiefer weit vor, wollte den beiden verständlicherweise mit diesem Teil des Oberkörpers schon einmal entgegenkommen.

Sie aber duckten sich, als erwarteten sie Schläge.

Judith und ich haben die Stewards nie geschlagen.

Heute muss das gesamte Flugfeld ohne ihre Hilfe, ihre Verschwiegenheit und feingliedrigen Unterarme auskommen; Unterarme, die sich in die Hemdsärmel zu verkriechen schienen wie unter einen rettenden Tuchverschlag in einer arid gewordenen Ferienzone, so scheu, diskret wirkten sie, gerade bei stechender Sonne.

Die Haut ihrer Unterarme war braungebrannt, erinnere ich mich, berückende Unterlage für die kostbare Standarduhr in Weissgold; und die dicken, dunklen Haare auf dem Handrücken waren wildwüchsig, Allüren der Verspieltheit eines vorübergehend schläfrigen Raubtiers.

Zeiten waren das, Judith! Zeiten handelnder, stets einsatzfähiger Stewards.

Zeiten der Milde auch, der Schönwetterkonstanz.

Zeiten sinkenden Horizonts, die in warmer Brise zitternden Efeuranken an den Holzgrenzzäunen schienen den kerosinbesprengten Himmelsbauch zu kitzeln.

Niemand mochte widersprechen.

Ich war damals so nachlässig.

Ich sprach Mundart, ich sprach schnell und unzentriert in den Aussagen.

Man begrüßte sich überschwänglich, reinigte sich derweil fast schamlos Zahnfassungen und Mundhöhle.

Man fuhr sich gegenseitig unter die knisternde Kragwand des blauen, federleichten Dienstmantels aus Palmnussbast, strich sich über Achseln und Schultern, munterte auf, gratulierte, gähnte: gestisches Alphabet der Flughafengugend, der verspätet gezeugten Kinder der Flugzeuge.

All diese Armins, diese Bernhards, Albrechts, Arthurs!

Überforderte Bengel mit Klängen und Schermessern unter dem löchrigen Seidenfutter ihrer Gilets, kleinwüchsige Knaben mit Blick ins Mikroskop, in dem die Gliedmassen einer Stechmücke das Format von Katzenbeinen hatten.

Die beiden Stewards traten in aller Regel geschmackvoll auf.

Nein, meist schwebten sie, berührten kaum Bordtreppe und Asphalt.

Sie nuskelten in grossbauchige Sprechmuscheln, versandten freundliche, verständliche, vorformulierte, vielleicht etwas gar der Kürze verpflichtete Nachrichten durch den Äther, husteten, die beiden Stewards, falteten ein Taschentuch.

Sie spülten Biergläser aus Hartglas, zerstampften Biergläser aus rührend formbeständigem Kunststoff, kehrten den Splitterhaufen in den vibrationsfreien Eimer neben dem Bordküchenvorhang.

Nach der Flugarbeit im interkontinentalen, gänzlich vogelbereinigten Vakuum waren da weder Bodenspuren noch Gestank.

II

Bekanntlich war Judith damals Kursleiterin. Botanik, ein Nebenfach, Untergruppe Moorflora, ja – dieses untrockene, riesige Gebiet aus Stühlen und Sofas für Frösche.

Judith war eifrig.

Sie war guter Dinge, wirkte fröhlich, legte allabendlich über den Stegbahnen und entlang der Anwege zu den pfahl-gestützten Observationstürmchen unermüdlich Handtücher aus, weiche Trocknungshilfen aus aufgerauter Baumwolle mit dem eingestickten Emblem einer polygonalen Maske, deren Zunge – ein blassgrüner Insektenköder – nur andeu-terungsweise hervorschnellte, also nicht tief und nachhaltig zu verstimmen vermochte.

Die Gräser und die Halme im Moor aber blieben trotz Judiths Tücherangebot feucht, bisweilen gar mit Wasser-perlen behängt; Schaum am weissen Stiel eines höchst eigenartigen Kleinlauchgewächses blieb bisweilen kleben wie geschlagenes, hartnäckiges Eiweiss.

Ich möchte behaupten: Exakt dies war Judiths Reich der eingepflanzten Niederlagen – Moore, Seen und Tümpel sind ja vom eigenen Zufluss schlechterdings kaum abzu-trennen.

Wer, der sich seinen berghohen Damm aufbaut, verzweifelt nicht notgedrungen an dessen vegetationaler Sicherung?

Judith fütterte morgens und mittags geduldig ihre schlei-migen Kerls, die in Kleinklasseneinheiten artig in Position gebrachten Frösche, fütterte vorab Jungtiere mit knistern-

den Libellenflügeln zu dutzendfacher Wiederholung eines Dreiklangs auf.

Fütterungslehre: Das war sie, Judiths Wissenschaft.

War – Judiths Wissenschaft ist vergangen, Vergangenheit.

Es existieren angeblich drei Heftsammlungen aus dieser schweren und schönen Zeit, die Hefte aus gelbem Papier, dessen Poren zweifelsohne zum ausschliesslichen Dienst am Verflossenen abgerichtet waren.

Was Kraft zur Treue einzuschleusen vermochte, versammelte sich in solchen Porennischen.

Papierporennischen sind Speicher, die spitzfingrig Gegenwart fortschubsen.

Wir respektierten und achteten solche Nischen.

Nur – was habe ich denn so getrieben während Judiths Wochen und Monaten im Moor?

Gibt es dazu Aufzeichnungen?

Wo bewahrt Judith ihre Hefte und Bücher auf?

Hatte Judith eigens an Papier und Holz gedacht, damals, zu einer Zeit, als wir zum ersten Mal mit Flugnähe liebäugelten?

Und was ich damals getrieben habe?

Ich sang.

Ich sang:
Trilalla!

Sang Trilalla zu Judiths praktischer Wissenschaft, regelmässig, suchte drei Töne erst aufzuspüren, dann zu arrangieren, dann in der entspannten Kehle, dem Weichbereich der Lippen nachgelagert, zu verbinden, zu verschmelzen:
Trilalla!

Ach – Widersinn aberwitzig gehäufter Serien der Anstrengung!

Teuflischer Ehrgeiz hatte mich gepackt, Judith bis über die Ohren glücklich zu machen, gesangsweise, glücklicher, als ich oder Robert oder einer von Judiths Fröschen es je hätten werden können.

Täglich ab siebzehn Uhr wartete ich mit vorgekühltem Bier singend in regenfestem Gewand auf dem Parkplatz am Mostrand, freute mich bereits aufs Nachtessen, die aufgerichteten Kerzen, freute mich auf Judith.

Ich lachte.

Ich hatte ein Ziel, hatte eine Tierfreundin.

Robert: Musik, die du der Wissenschaft unterlegst – ist wohl nicht dein Ding?

Stand ich am späten Nachmittag wartend am Mostrand, war ich mir zweier Dinge gewiss:

Es regnet, wenn es regnet, flugfeldtypisch: kleine Tropfen, Nebelwand.

Und Trost, zweitens – das Trostvolle der guten alten Moorbotanik. Diese hatte ihr Wissen ja längst in definitivische Gärtchen eingepflanzt, in denen Frösche sich ihre Freuden aus der Kehle riefen. Frösche riefen sich, über die Pracht des grenzziehenden Gemäuers hinweg, zu; riefen sich zu, das ist zu wiederholen.

Judiths Frösche kannten keine Grenzen!

Darob geriet Judith in einen Taumel.

Sie schrie:

Heute haben drei Frösche kurz vor Mittag das fesselnde Gesetz ihrer Natur gesprengt.

Ich stand, wie erwähnt, am Moorrand, ohne Hut, die Regentropfen verfangen sich in den Brauen.

Ich nahm meine bald einmal heiser geschriene Judith in die Arme, reichte ihr kühles Bier.

Ein riesiger Vogel über uns gab in diesem Moment donnerartig Gegenschub, verlangsamte den Anflug, hob die Schnauze.

Der Naturgummi meiner Stiefel – zentral – hielt den knöcheltiefen Wassermassen auf dem überfluteten Naturstrassenboden stand.

Die aufgebrochene Natur dreier Frösche beliess ich unwidersprochen. Meinen Gesang hatte ich ohnehin abgebrochen.

Nur – waren auch genug Kerzen im Speicher?

Ihn, den Speicher, diesen einfachen Verschlag, erkennt am gelben Dach, wer die Dachkanzel auf dem Hangar über die Spiraaltreppe erreicht.

Mutige Menschen betrachten den Speicher von oben.

Hier oben überschaut man den Wald.

Der Speicher grenzt an den Wald und bietet viel, viel Raum für neue, frische, weisse, geruchlose Kerzen.

Roberts verschollener Bruder Jean habe die wenigen Kerzen, die er eigenhändig anzündete, nie aufgerichtet, sagt man.

Das ist nicht möglich. Solches ist unmöglich wahr!

Kerzen funktionieren doch nach wenigen, nicht nach zahllosen Prinzipien. Ich spreche vom Brennmechanismus, der Brennhöhe, dem Messpunkt über der Unterlage, den der Hitzeherd ganz einfach nie unterschreiten darf.

Gehe in den nächstbesten Haushalt, brich zur Not ein, Judith! Frage dich kurzerhand zur Lichtquelle durch, solange diese Lichtquelle einer Flamme verräterisch ähnelt, Judith, befehle ich.

Die Halterung nun, in die das weisse, geruchlose Wachs in stundenlanger Handarbeit hat eingegossen werden müssen, ist ausnahmslos mit einem Organ ausgerüstet, das unermüdlich Nähe, ja Verbindung zu den Kerzen im Himmel, den Sternen, herstellt – ganz nach Machart der süssen

Holländer übrigens, ja. Die Niederländer sind überwiegend kitschige Astronomen, nur getraut sich weitherum niemand, das auszusprechen.

Dieses Organ zerzt an der Kerze, zerzt wie an einem symbolistisch befrachteten Pfeilrückgrat; physisches Gezerre.

Das Organ biegt die Kerze notgedrungen durch, die Kerze möchte aufheulen.

Kein Wunder – sie würde lieber liegen und schlafen.

Der Bruch geschieht lautlos.

Aber nein, es kommt gar nicht zum Bruch, es kommt nicht zum Bruch!

Zu den Nachtessen, wie Judith und ich sie bevorzugen, gehören zwei unversehrte, aufgerichtete Kerzen.

Ich schenke zwischendurch etwas Wein nach, versteht sich. Und helfe – ausatmend – dem Duft des Fenchels nach, sich in sämtliche Ulmenwinkel zu verbreiten:

Ein Hangar hat nach Gemüse zu riechen!

Doch mein Gesang, meine liedische Eigenart: Solches ruht jetzt, ich schweige.

Ich verschweige selbst Judith das organische Drama an unseren Kerzen, und wir essen in sternenkларer Nacht.

Dieter Zwicky, 1957 geboren, lebt und arbeitet in Uster und Zürich.

Der Schwan, die Ratte in mir, Prosa, 2002

Reizkers Entdeckung, Prosa, 2006

Die Höhe des Kopfes über den Augen (mit Katja Schicht), 2008

Cotonville. Mein afrikanisches Jubeljahr, Erzählung, 2008

Der Autor bedankt sich herzlich beim Präsidialdepartement der Stadt Zürich für die substanzielle Förderung seiner Arbeit an *Slugo* in Form eines halben Werkjahrs.

Für wertvolle finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung dankt der Verlag der Stadt Uster, dem Kanton Zürich, der Stadt Zürich und Casa nell'Arte.

Lektorat: Werner Morlang
Korrektorat: Monica Schwenk
Umschlaggestaltung: Martina von Schulthess
Layout und Satz: pudelundpinscher
Schrift: Walbaum-Antiqua
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno
Einband: Legatoria Mosca, Lugano

© 2013 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Erstfeld
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-906061-03-0

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland

Finito di stampare
il 24 settembre 2013, giorno di san Gerardo

Bei Dieter Zwickys „Privatflughafengedicht“ *Slugo* hat man es, unter anderem, mit einem strikt eingezäunten Gelände zu tun, ausgestattet mit allem Nötigen, das die hierorts gepflegte Aviatik ermöglicht. Ein kochtüchtiger Ich-Erzähler und seine Frau Judith, ihres Zeichens Moorbotanikerin, bilden die Achse des Geschehens, flankiert vom näselnden Sohn Geoffrey, zwei ehemaligen Stewards, dem schleckmäuligen Bauer Robert samt dessen verschollenem Bruder Jean und etlichem übrigem Personal. So weit, so übersichtlich. Doch aufgepasst! Dieser Flughafen wird privat betrieben, will sagen: Da wuchert ein Einziger mit einem ansehnlichen Pfund Eigentum, das die ganze Welt umspannt. Im Nu gelangt man nach Sète, Nordirland, Jakarta oder ins Rheinland, aber auch das ominöse Wirken der Spinnen und Entenflöhe erfährt gebührende Beachtung. Im Grunde genommen wird vor allem der mikro- und makrokosmische Wildwuchs der Sprache erkundet, und zu solchem Behuf dient dem Autor eine überschwängliche Ausdrucks- und Gestaltungskraft. Handlungsreisende mögen vor diesen verbalen Turbulenzen verzagen und alle Hoffnung fahrenlassen. Abenteuerlich disponierte Leser werden sich dem verwegenen Flugkünstler gerne anvertrauen und seinen Kapriolen und Volten Satz für Satz ein unvergleichliches Vergnügen abgewinnen.

Werner Morlang